

Die Martinsgans.

Von Herrn Pflz.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Blätter am Baum sich zur Blume lüften und ein ungelanter Sturm über die Stoppeln segt, wenn die Bäder wie angeforderten daliegen und Mutter Kammern mit ihren sieben Töchtern wieder die Heirathsofferten daheim fündet, wenn der Gourmand ausgehewimmert hat, und der Junggeselle, der den angenehmen „Vocativus“ im Belobungsbad spielte, wieder bei seiner im besten Alter lebenden Haushälterin dahinein sßt, und das schwebende Problem einer unerbittlichen Hautcur für seinen Scheitel erfindet, wenn die Kohlenhändler und Schneider sich vergnügen die Hände reiben, — dann hat der Junker Herbst die Jagdzeit angetreten, und das Sturmlied ist ein „Hördoß“ und ein „Guffah“ für den gewaltigsten aller Nimrode. Wir stehen jetzt im Zeichen des Herbstes, und statt der rosig angehauchten Maifeste müssen wir mit seinen stilleren Freuden vorlieb nehmen. Auch der Herbst hat der Freuden viel, und wenn es — die Martinsgans wäre!

Der „Martinstag“ ist der dies nefastus, der Unglückstag für die Gans auf Erden. Als der heilige Martin, nach dem 10. November benannt ist, entlocken war, weil man ihn wider seinen Willen zum Bischof ernannt hatte, da verriet die Gans durch Geknatter seine Fucht, und zum Dank dafür wurde am Martinstage seit alter Zeiten eine Martinsgans geboten. Die alten „Martinslieder“ verdrängen nicht nur den heiligen Martin, sondern in einem Atemzuge auch den ihm geweihten Gänsebraten. Die „Martinsgans“ durfte von je in keinem Hause fehlen. Sebastian Franke sagt in seinem Weltbuche von den Franken: „Erslich loben ih Sanct Martin mit gutem wein, un genen, bis ih voll werden. Ungef ist das hauß, das nit auf daß nacht ein gans zur ehen hat, da zepffen ih yre weinwen wein, die ih bißher behalten haben.“ Das ganze germanische Europa verpflanzte heute die „Martinsgans“ mit Wohlgefallen. In England, Dänemark, Schweden, Norwegen und Deutschland wird sie in hohen Ehren gehalten. Man sagt, daß nach Schwäbisch-Hall an diesem Tage allein oft mehr als 600 Gänse kommen, und im Havellande ipart man schon Monate vorher für eine fetze Gans auf Martin. In Hessen wird in den Dörfern, die keine Kirche feiern, meistens ein „Martinsabend“ mit obligaten Gänsebraten festlich begangen, und in Wöhrnen beistehen nach Düringfeld sogar in den Spitälern fromme Süssigkeiten zum Anlaß einer Martinsgans. Sie bedeutet für uns, was für den Engländer der Pudding ist, der zur Weihnachtzeit sogar den Gefangenen in ihre Zelle gebracht wird. Die Geschichte der Gans weist jellame Widersprüche auf.

Nach indischen Glauben war sie die Förderin der Liebe und Heirath, auch der Isis und dem Osiris opferte man geweihte Gänse. In der indische Sage spielt sie eine ehrenvolle Rolle. Als der indische Königsohn Kal die Damajanti freien wollte, ließ er eine gefangene Gans in Freiheit, damit sie es dahin bringe, daß Damajanti nur noch des Königsohnes gedenten solle. Bei den Hindus ist die Gans das Symbol der Lügeheit, weshalb auch der Mondgott Soma auf einer Wandergans reitet. Auch in Egypten gehörte die Gans um ihrer Weisheit willen zu den heiligsten Thieren. In Griechenland war sie mehr für die Tafel heilig gebroden, und eine Gänseleberpafete gehörte schon bei den Athenern der Klaffigen Zeit zu den wichtigsten Delikatessen. Genau so war es bei den Römern. Sie verachteten die Gans wegen ihrer Nachsämtheit und ihres Fleisches. Gänse hatten ja einst den Manlius aus dem Traume geschmattet und dem emigen Rom das Kapitoll grettet, als es die Gallier bei Nacht erobern wollten. Zum Gedächtniß dieser edlen Gänsethat stellte man auf dem Kapitoll eine silberne Gans auf, hielt jährlich einen feierlichen Umzug, dessen Spitze eine Gans bildete, und prägelte während seiner Dauer alle Münze, weil sie auf dem Kapitoll nicht angeschlagen hatten, durch. Wurde eine Magistratsperson gewählt, so brachte man beim Festmahl zuerst eine gebroden Gans auf den Tisch, und im Feldlager, wie auf den Bauernhöfen machte die Gans den Hund an Wachdienst Concurrenten. Auf dem Kapitoll wurden dauernd Gänse gehgt und gepflegt, — den Manlius aber stürzte man später vom tarpeischen Felsen! Gänseleber fanden in Sella und Rom in großen Ansehen, vermuthlich weil es ein Gänseleber, aus dem die schöne Helena getrocknet Liebertroffen wurden oder die Gänseleber vom Nahrung der Gänseleber Pflanze. Wie die Römer von der Ente nur Brust und Klauen verpfeisten, so mutheten die römischen Gourmands ihrem Wagen von der Gans meist nur die Leber zu. Die Zucht der Gänse wurde mit Massivement betrieben. Man verwendete Fiegen zum Wästen, und Quai; sngt deshalb in seiner Satiren: (lib. II, sat. 8) „Pinguibus et fois passem jocus asperans albi.“

Aelius Spartianus berichtet, daß an Festtagen die Gans bei den Galtimätern des Alexander Severus nicht geschgt habe (adhabeatur et asnor diebus festis). Nach Plinius wurde die Gänseleber in Honig und Milch gelegt, ein Ver-

fahren, das kein Geringerer, als der Konful Scipio Metellus, erfunden haben soll. Helioabalus, jener verdröhte Verschwender auf dem römischen Kaiserthron fütterte seine Hunde mit Gänseleberpafeten, um seinen Reichthum der Welt zu zeigen.

Bei den Nordgermanen war die Gans, die den Federfell lieferte, ebenfalls das Symbol der Weisheit, und die älteste Sammlung ihrer Geleze wurde die „Gragans“ genannt. Die Gans stand bei ihnen, wie der Hahn, unter dem Schutze des Gelezes. Im Verkehrestande stand eine alte Gans einem Lamm, eine junge Gans einem Spanferkel gleich. Königstöchter wie Gudrun sehen mit Stolz auf ihren Gänsehof und den Helgen Islands werden Gänseleberden von 50 Stk als Herden zugeschrieben. Auch Berchta, die Tagesdämonin, stellte man sich von einer weissen Gans begleitet vor.

Bei den Normannen war die Gans der Liebling des Volkes, und Karl der Große erließ einen Befehl, wonach auf seinen Meierden stets gemästete Gänse bereit gehalten werden mußten. Mit dem Abfall der Mühlen sollten in denselben die Gänse gefüttert werden. Karl der Große hatte an seinem Hofe für die Zubereitung des Gänsebratens eigene Prater, die den Namen oyers führten und eine eigne Gasse, die rue aux oyers, die jetzt zur rue aux ours geworden, bewohnten, eingest. Beim Braten mußte die Gans unanständig mit rothem Wein begossen werden und ein Käsepret lang desfalls von ihr: „Vive, elle veut l'eau, morte elle veut le vin.“

Die Gänseleberpafete gelangte zum höchsten Ruhm, seit der Mundloch des Markfalls von Contades, Maitre Fote in Straßburg, sie mit Trüffel von Birsigord vermischte. Noch heute ist die Gänseleber Straßburgs ein gesuchter Artikel.

Jeder Wochenmarkt ist durchschnittlich mit über 1000 bestelt. Mit der Gänsemast beschäftigen sich in Straßburg etwa 250 Personen, von welchen manche 200 bis 300 Stück einziehen lassen. Die zu mäsenden Gänse werden vorzugsweise vom Unterloß, der Rheinpfalz und Boden geliefert. Zur vollständigen Mästung einer Gans rechnet man 30 Liter Weischofen, und man legt behufs Erzielung einer möglichst großen Leber dem Futter Speiseglanz, dem Wasser Sand und Holzohle zu. Durch die Mast wird der Antautpreis etwa um das sechsfache vermehrt, indem eine recht fetze Gans 8 bis 10 kg wiegt und eine Leber von 1 bis 1 1/2 kg wiegt. Die Leber wird je nach ihrer Dualität mit 5 bis 10 Mark, das Fleisch mit 50 bis zu 75 Pf. das halbe Kilogramm bezahlt. Noch im Jahre 1878 waren in Straßburg 23 Kaffetenbäder, deren jährlicher Umsatz auf 1 1/2 Millionen Mark veranschlagt wurde. (Weber, gastronomische Bilder, p. 283.) Leber eine derartige, große Gänseleber würde Martial freilich gepottet haben, denn er meinte, daß sie mit der Größe den Geschmack verlore, und Brütal Savarin, der französische Philosoph der Küche, theilt diesen Glauben.

Die Gans hat ihre Geschichte gleich manchem Feld der großen Sagentheorie. Wir Deutschen sind aber trotz alles Ruhens, den es uns bietet, unbankbar gegen das Gänsefleisch. Wir sprechen zwar alle wie der Berliner, wenn auch nicht in so reinem Hochdeutsch: „Eine gute jebratene Gans ist eine gute Gans“, aber wir haben die Gans zum Symbol der Dummheit gemacht, und das Meißter aller Borntheit belegen wir mit dem Schmeichelnamen der „Waffels“. Dümmer als „gänseleber“ kann nach dem Volksmund kein Sterblicher sein. Die Dummheit der Gans ist unheilbar.

Es lag ein Gänselein über den Rhein, kam doch als Gänze wieder heim!

Wie Jean Paul für die kühn geliebten Erbeselen nach dem Tode ein Eldorado auf dem Monde erbildet, so erfinden die süddeutschen Landleute einen besondern Himmel für die Dummheit, — den „Gänseleber“. Da nun die größte Dummheit der Dummheit ist, daß sie an ihre Dummheit nicht glauben wollen, sagt man: „Sede Gans hat ihren Kopf“ und: „Die Gans leigt den Schwanz singen.“

In der Deutsche hat die Gans sogar in ungelantester Weise mit dem weiblichen Geschlechte in Verbindung gebracht. Ich muß hier die nachfolgenden Zeilen im Voraus um Verzeihung bitten, aber es ist nicht meine Schuld, wenn man sagt: „Wo Gänse und Frauen sind, da ist viel Geknatter“, ich verfidere auch auf das Bestimmteste, daß ich nicht der Erfinder des Wortes „Gänseleber“ für Damenpensionate bin, noch jemals das Kränzchen einer Nachbarin ein „Schneiderränzchen“ genannt habe. Auch den Dichtern sind diese unehrlichen Vergleiche gefällig. So erzählt Halländer von einer „alten, verlobten Gans“, Vesting erwöhnt eine „impertinente Professorenans“, und selbst der brave Beneke verzeigt sich zu „so einer Landgans“. Das „Wänschen von Wuchenaus“ aber ist gar zum Lustspieltypus geworden.

In der Pfalz werden zu Neujahr die Mädchen meistbietend an die fehnächtigen, jungen Burchen verzeigert, die aber, die keinen Bieder finden, bleibt allein auf der „Gänseleber“, oder zieht mit ihren Schicksalgenossinnen im „Gänsemarkt“ nach Hause. Die Verzeigerten gehen mit ihren Erbschtern in's Wirtshaus, erhalten dort aber

nur Wein kredenz, denn „mit den Gansen sollen wir trinten, aber nicht essen.“

Wie man gewöhnlich sagt, daß der Krug so lange zu Wasser geht bis er bricht, so sagt man an vielen Orten auch: „Die Gans geht so lange zur Küche, bis sie am Spieße steden bleibt.“

Unser Altmeister Goethe aber vergleicht das ganze Leben in seinem weisfüßigen Dwan mit einem — „Gänseleber.“

So hat man die Gans zum Spott und Scherz in allen Lebenslagen herbeigezogen, und selbst die „Gänseleber“ die einst in hohem Ansehen stand, mußte von Wirtzen epigrammatischen Feile getroffen werden. Hat er doch Bierzeiler geschrieben:

Spr dummer Gänze rettet ein! Roms Capitulum, Doch ihre Kiele führten nun Die sieben Hügel um.“

Nur ein Poet, Alois Blumauer hat unfer Gans einen ehrenvollen Hymnus gelungen, in dem es unter Anderem heißt:

Nur Du lebst wahre Weisheit uns auf Erden, Denn wo sonst lernten wir Die Kunst, mit leichter Mühe fett zu werden, So gut, als wir von Dir.“

Ich will aufhören, und meine „Gänseleber“ bei Seite legen, denn es könnte meinen Lesern ob der vielen „Gänseleber“ die „Gänseleber“ überlaufen, so daß sie vor Scherz ein Glas „Gänseleber“ schlürfen müßten. Das habe ich aber nicht gemollt. Ich wollte nur einmal, bei der Zeit der „Gänseleber“, denn so heißen alle die, bei denen im Gegentheil „Herdenabsticht“, auch mit getrunken wird, auf die Gänseleber und Bedeutung der Gans aufmerksam machen. Zum Schluß kann ich den Lesern nur noch empfehlen, nach Edwin Bornmanns Gourmand-Kalendarium zu handeln, in dem es heißt:

Ein Thor, wer im Noemernmond Das Weisheitlich der Gans verlohnt.

Künstler-Honorare.

Ein kulturhistorische Skizze. Von Dr. E. Philippi.

(Nachdruck verboten.)

Man entzinkt sich noch des allgemeinen Aufsehens, als es bekannt wurde, daß Melina Ratti auf ihrer letzten amerikanischen Kunstreise jeden Abend 25,000 Francs erhielt, ohne Zweifel das höchste Primadonnen Honorar, das je gezahlt wurde. Bekannt man, daß mancher Künstler in zehn langen Jahren kaum erwirkt, was diese Künstlerin mit ein paar Trillern an einem Abend sich erfindet, so sßt man einen klugen Ingenuum gegen diese ungleichmäßige Bemessung des Arbeitswerthes.

Alein die hohen Künstlerhonorare sind keine Erfindung der Neuzeit, sondern seit Jahrhunderten im Brauch. Wo eine schöne Stimme klang, da bringt der Thaler und Dollar mit von selber aus der Tasche, und ein seltsames Talent auf den Brettern erhebt, hört man hinter ihm den goldenen Regen niederprasseln. Das ist heute so wie vor 150 Jahren, wo für Primadonnen, Nonnen und Castraten-Triller ungläubliche Preise angelegt wurden. Namentlich das Goldland der Gesangs-Wirtinnen. Die Cuzzoni mies im Jahre 1725 eine italienische Imperatrice, der ihr 240,000 Lire für eine Kunstreise bot, die wohl, denn sie konnte in England mehr verdienen. Wen wollte sie haben, und sie verlangte ein Frgum von 24,000 fl., wofl ungefahr 10 mal, als wenn eine Sängerin heutzutage ein Gehalt von 100,000 Gulden beanpruchte. Wen laub den Preis zu theuer, engagirte aber (1726) die berühmte Faustina, eine Nebenbuhlerin der Cuzzoni, mit einem Gehalte von 15,000 fl. Als Sopernsängerin Friedrichs des Großen hatte die Mara 3000 Thaler Jahresgehalt, welche Summe sie natürlich zu niedrig fand. London bot ihr das Vierfache für einige Abende. 1609 Hund Sterling (a 20 Mark) für vier bis fünf Concerte, dazu 2500 Pfund Reise-Entscheidung. Um nach London gehen zu können, brauchte sie einen Urlaub. Aber der König wollte sie um keinen Preis reisen lassen, und wenn sie es mit dem „Wänschen“ verachtete, ließ er sie von Soldaten in die Oper schleppen. Schließlich ging sie ihm durch und in London begann für die Mara der Guineen-Rage, der lange Jahre dauerte. So erlang sie sich im Jahre 1784 innerhals vierzehn Tagen 54,000 Mark, meistens in Concerten und Privat-Soireen. In jedem Abend lang sie fünf bis sechs Arden, Stück für Stück zu 50 Guineen, sage 1000 Mark! Auf solcher Höhe standen die Preise vor hundert Jahren.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, so gerathen wir in ganz moderne Verhältnisse. Mit der Catalan schnellen die Künstlerhonorare zu schwindelnd hohen Wüßeln expor, und der goldene Regen wird zum Wolkenzug. Sie war 1799 in Lissabon für 24,000 Cruzados engagirt, etwa 45,000 Mark. Bald aber stürzte das Gold von allen Seiten her. Im Jahre 1806 gab sie zu Madrid ein Concert, für welches jeder Sitz 4 Linzen Gold (über 300 Mt.) kostete, dann in Paris drei Concerte, von denen jedes 24,000 Francs abwarf; endlich gewann sie zu London in einer viermonatlichen Theaterfaison 150,000

Markt, dazu 20,000 Mark durch ein Benefiz und weitere 50,000 Mark durch Sotiren. Man gab ihr 200 Guineen, so oft sie irgendwo das „God save the King“ oder „Kath Britannia“ vortrug, und einmal 2000 Pfund für ein einziges Musikfest. Nach ihren Pariser Concerten wollte sie der Kaiser Napoleon an seinen Hof fesseln und vergewaltigte persönlich mit ihr, wie von Großmacht zu Großmacht. Quincerteauville Francis sollte sie jährlich bekommen — man begriff, daß die Kaiser eine Catalani doch die Sängerin trotz dem Allmächtigen; aus politischen Gründen hätte sie das Engagement nicht annehmen; sie sei boursbonisch gekümmert und gehe deshalb nach London zurück, wo sie übrigens auch mehr verdiene. 200 Guineen jeden Abend, später sogar 500. Im Jahre 1809 bekam sie 4000 Pfund für eine kleine Theaterfaison, dazu zwei Benefizvorstellungen, dazu die unberechenbaren Nebeneinkünfte. Ein Jahr später verlangte sie das Doppelte und Dreifache, allein zum ersten Male reagierte sich im Publikum eine Reaction gegen die übertriebenen Forderungen, und ein bereits abgeschlossener Vertrag mußte aus diesem Grunde rückgängig gemacht werden. Rußland ward nun mit wollen Händen, um die welche Coloratur, und der Kaiser überholte die Guineen. In Petersburg (1825) verdiente die Sängerin in vier Monaten etwa 300,000 Mt.

Und noch eine andere moderne Erscheinung tritt mit der Catalani auf den Vorderplan: der Mann der Primadonna. Früher gehörten die Männer der Sängerinnen meistens zur Kunst, waren Componisten und Musiker, beschäftigten zuweilen, wie Haffke, der Gemahl der Faustina, oder talentreiche Taugenichtse, wie jener Mars, der sich zu Schanden machte. Nun kam aber ein Gatte anderen Schlages zum Vorschein, ein Geschäftsmann, der eine Stimme beibrachte und den angestrandeten Schatz so vortheilhaft wie möglich fruchtbar machte. Der Mann der Catalani war ein Herr von Valabregue, ein ehemaliger Offizier. Er lernte rasch die Kunst, Kräfte und Fortwurzeln seiner Gattin an den Mühsüßigkeiten loszuschlagen. Der Mann wurde zu einem vielfach variirten, in den Annalen der welchen Gesangskunst wohlbekanntem Typus, zum Schwärzen der Unternehmer und Theaterdirectoren. Gilt es, die Preise zu steigern oder festzuhalten, so ist er unerlässlich. Die Hefen schwellen und summiren sich freilich auch ohne ihn. Doch scheint nach dem tollen Beitritt, den die Catalani unter den Rubeln und Guineen entsefelt hatte, ein kleiner Stillstand eingetreten zu sein. Ein einziges Londoner Benefiz der Sonntag (1828) warf zwar 60,000 Mark ab, dafür hatte aber die Sängerin im Pariser Théâtre Italien nur 50,000 Francs jährlich und drei Monate Urlaub. Man entsandte dieses „nur“, es ist natürlich relativ gemeint, Uebriqes erhielt die Sonntag später (1849) für eine einzige Londoner Saison über 300,000 Mark.

Nach dreier fließt der goldene Strom neben dem Lebensrauge einer Mailbran. 1827 fand sie für 800 Francs den Abend. 1830 für 1175 Francs, 1833 (in London) für 4 bis 5000 Francs, wozu zwei Benefizvorstellungen kamen, von denen jede 25,000 Francs abzurufen pflegte; 1834 machte sie eine Kurzfahrt durch Italien, 185 Vorstellungen für 720,000 Francs. Ein neues Concurrenzland hatte sich eröffnet, Amerika lagte ferber nach den glänzenden Sternen, der Dollar erklärte den Rubeln und Guineen den Krieg. Garcia, der Vater der Mailbran, hatte im Jahre 1825 die New-Yorker Oper übernommen und eine Sammlung erwählter Gesangsstücke über den Ocean geführt. Von da an datiren die Amerikafahrten der europäischen Bühnenkünstler. Die neue Welt gekliffete es nach den musikalischen Redereien der alten. Schöne Wälder, seine Weine, prachtvolle Möbel, das hatte Frankreich schon am Ende des vorigen Jahrhunderts in Massen hindergeschafft, jetzt sollten auch Kräfte, Käufer und Schleier importirt werden, und der Dollar geigte starke Anziehungskraft. Garcia wendete mit seiner Troupe bis nach Mexiko hinab. Leider fand diese erste Amerikafahrt einen ebenso romantischen wie tragischen Ausgang. Als die Künstler die Stadt verlassen, am heimwärts zu ziehen, wurden sie von Räubern angefallen und Garcia verlor dabei den ganzen Ertrag der beschwerlichen Kunstreise, 11,000 Unzen Gold. Andere ließen sich dadurch nicht abschrecken. Man erinnert sich der mächtigsten Triumphe, welche die Ehler, die Sonntag, die Lind jenseits des Decans feierten. Jenny Lind hatte anfänglich mit Barium abgeschlossen: 80,000 Dollar für 150 Concerte, dabei Alles frei. Der Erfolg war aber ein so riefenhafte, daß sie bald den Contract löste und für eigene Rechnung sang. Nach einem kleinen Jahre lagen drei Millionen vor ihr aufgehäuft. Wie wohl hatte sie daran gekostet, ein fünfmonatliches Engagement, das ihr der Czar angeboten hatte — 56,000 Francs monatlich — einfach auszuschiagen! Sittler hat Amerika unseren Künstlern eine goldene Brücke gebaut, welche die neue Welt mit der alten verbindet, und wenn man irgend einen Niefing des Publikums auf den Theaterzettel vermisst, so braucht man nur hinaufzufahren: er wandelt sicherlich trocken auf der goldenen Brücke, zum Lande hin, wo der Dollar blüht.

Der verhinderte Tenorist.

Theaterhumoreske von Georg Otto Köhler.
In keinem andern Stande ist der Hang zu allerhand Redereien wohl so stark ausgebildet, wie bei dem lustigen Theaterwölfen. Wie dem Hermien, der nicht mit den Wälfen spielen kann, d. h. der keinen Späß versteht und auf einen Scherz nicht zu antworten weiß, er ist unrettbar der Spottlust seiner Collegen verfallen und wird stets als Fieselscheibe aller Schmeichelein betrachtet. Das folgende Geschichtchen, das neben anderen großen

Vorzügen auch den der Wahrheit hat, beweist deutlich, daß nicht allein die Collegen, sondern manchmal auch der Director das Scherze dazu beiträgt, einem solchen Opferlamm das Leben schwer zu machen und Enttäuschungen zu bereiten.

Dieser Director, wir wollen ihn Hugo nennen, leitete zu der Zeit, da unsere Hoftheater, das Lustspieltheater in D. und hatte neher einer Schaar ausgezeichneter Künstler auch mehrere junge Dore, Anfänger, engagirt, die natürlich stets darauf erpicht waren, Rollen, und zwar möglichst große, zu spielen. Besonders Einer that sich in dieser Sicht hervor; es war ein kleines Herrlein und hieß er über eine ganz annehmbare Tenorstimme verfügte, jedoch fehlte ihm sowohl Schül' als auch Routine. Schröder also war es, der dem Director zumeist in den Ohren lag, er möge ihn doch einmal spielen oder noch lieber singen lassen, was es auch sei, nur eine größere Partitje. Hugo, ein lebenswürdiger Mann, sagte dann stets: „Mein lieber Schröder, warten Sie nur ruhig ab, auch Ihre Stunde wird schlagen.“

Aber sie schlug nicht. — Es verging eine Woche nach der andern und Schröder hatte noch keine Gelegenheit gehabt, sein Licht öffentlich leuchten zu lassen. Da werden auf einmal „die Journalisten“ ausgeheißt und Schröder erhält den „Frei Kleinmich!“ der bekanntlich im dritten Akt nur wenige Sätze zu sprechen hat. Unser Held war über diese Bestimmung nun nichts weniger als erbaunt, machte sich auch an den Director, ob er denn nicht wenigstens den Belmann spielen könne. — „Nein, das geht nicht“, erwiderte der Chef, „aber warten Sie einmal, ich habe eine Idee! Sie haben doch eine hübsche Stimme, nicht wahr?“ — „Ja, schmeichle mir, Herr Director, das hohe C mit Brillen zu singen!“ — „So? Na wissen Sie was, bringen Sie morgen einige von ihren Noten mit auf die Probe, Sie sollen in den Journalisten eine Einlage singen!“

Freudstrahlend geht Schröder fort, nicht ohnend, daß man ein böses Spiel mit ihm beabsichtigt, erzählt allen Bekannten, er würde in den Journalisten singen und rüdt am nächsten Morgen mit einem riesigen Paß Noten an. Hugo sieht es wohl, lacht innerlich, sagt aber kein Wort. Die Probe nimmt ihren Fortgang, während Schröder von allen Collegen ergrast wird, was er mit den vielen Noten anfangen wolle, auf welche Fragen er aber nur ein geheimnißvolles Winkeln hat. Der dritte Akt kommt heran.

„Herr Director, ich habe die Noten mitgebracht!“
„Ah, sehr gut! Was singen Sie denn nun am liebsten?“
„Oh, das ist mir ganz egal, Herr Director!“
„Nehmen Sie etwas aus dem Troubadour?“
„Alles, Herr Director!“
„Na gut! — Also, meine Herrschaften“, wendet sich Hugo an die übrigen Mitglieder, „wir haben im dritten Akt eine Einlage. Am Schluß werden die Worte Popenbrint's dahin abgeändert, daß er sagt: So altes Haus! und weicht Du was? weil wir es gemüthlich beizammen sind, brauen wir uns hier eine Bowle, und Frey singt uns mit seiner schönen Tenorstimme etwas vor! — darauf ruhen Sie Alle Ja und Bravo und Herr Schröder ist alsdann so freundlich, die große Arie aus dem Troubadour zu singen, und wenn er genedet hat, fällt der Vorhang!“

Wer war glücklicher als unser Schröder? — Die Mitglieder, die natürlich im Complot waren, probirten den Akt mit der verabredeten Aenderung, der Kapellmeister, der ebenfalls eingeweiht war, begleitete den Sänger auf dem Klavier, und dieser selbst sang mit seinem schmelnstien Tenor „Lodernde Flammen.“

„Geben Sie einmal Acht“, sagt der Director, „was Sie für einen Applaus bekommen! Inbeffen will es mir scheinen, als ob die Nummer ein bisschen zu kurz wäre; Sie müssen Sie zweimal singen!“ — Die Mitglieder hatten Mühe, ihr Lachen zu verbirgen, während Schröder eine schüchternen Anwendung wagt. — „Nicht Ihre Stimme nicht aus, haben Sie die Kraft nicht?“ fragt Hugo, mitleidig lächelnd. — „Oh, Herr Director, ich habe noch viel mehr Kraft!“ — „Na, also Sie singen die Arie zwei Mal, damit basta!“

Doß der Zukunftssime den ganzen Tag in einer feberhaften Aufregung war, läßt sich begreifen. Vor einem vollen Hause sollte er seine Lieblingsnummer singen. Das hatte er sich gestern nicht träumen lassen. D er fühlte die Kraft in sich, den Troubadour dreimal hintereinander zu singen. Wie konnte der Director nur im Entfernsten glauben, er, Schröder, hätte die Kraft nicht. Er wollte dem Publikum, den neidischen Collegen, seinem Chef, Allen wolle er beweisen, daß er ein Talent sei, das nur gegenwärtig unterdrückt wurde. — Der Director hatte ihn insgeheim die Mittelung gemacht, daß zwei Berliner Theateragenten und ein Hoftheaterdient die Vorstellung besuchen würden. In Folge dessen baute er schon riesengroße Aufschüßler, (ab sich im Besitze als ersten Heldentenor der Hoipoper, und was dergleichen hübsche Illusionen mehr sind. — Er hatte noch die Brust voller Hoffnungen, von den Enttäuschungen am Theater hatte er kaum einen Vorgeschmack.

Wie die meisten Menschen in der Erwartung großer Ereignisse, konnte auch Schröder in seiner Aufregung weder Spette noch Krant zu sich nehmen. Es ging ihm, wie es den meisten Bühnenkünstlern gegangen ist, er hatte das Lampenfieber im höchsten Grade. — Wer diesen Zustand nicht kennt, kann sich keinen D griff davon machen, es ist eine Krankheit, gegen die es keine Medicin giebt. —

In seiner Unruhe ging über Feld aus, kaufte sich für sein letztes Geld eine weiß Erwaite nebst drei Handfchuhchen, um sich dem Intendanten und den beiden Agenten möglichst vortheilhaft zu präsentieren, und war schon lange vor

Beginn der Vorstellung in der Garderobe, um sich, wie er sagte, an die dort herrschende heiße Luft zu gewöhnen. Der Garderobier war ganz erstaunt über das frühe Erscheinen des jungen Arion, und ließ feiner Berumtung die Worte:

„Mann, was wollen denn Sie schon? Sie kommen doch erst im dritten Akt!“ — „Ja, lieber Schneemann, ich muß mich heute an die Garderobenluft gewöhnen!“ — „Ja, was Sie sagen! An die Garderobenluft gewöhnen“, brumte Schneemann, „ich bin nun schon an die dreißig Jahre beim Theater, aber daß Einer zwei Stunden vor der Vorstellung kommt, um sich an die Garderobenluft zu gewöhnen, das ist mir denn doch noch nie passiert!“ — Schneemann wachte natürlich noch Nichts von der Beruschung. — „Ja“, fuhr Schröder fort, „ich bin sehr empfindlich mit meiner Stimme, und möchte heute doch um Alles in der Welt nicht heiser sein!“ — „Na, die paar Löne, die Sie zu quasseln haben, werden Sie schon noch raus bringen!“ grunzte der unerschütterliche Garderobentyrann. „Bar Löne?“ fuhr Schröder auf, „nun ich denke, um die Troubadourarie zweimal hintereinander zu singen, braucht man seine Stimme schon!“ — „Was? Troubadour? Hören Sie mal, Ihnen ist wohl nicht ganz richtig im Kopfe.“ — Jedenfalls eben so richtig wie Ihnen Herr! — Schröder würde sich vielleicht an dem älteren Mann vergreifen haben, wäre nicht in diesem Augenblicke einige Schauspieler gekommen, die Herrn Schneemann erklärten, daß Herr Schröder eine Einlage singen würde. Im Geheime erzählten sie ihm auch, daß es nur ein Witz sei, worüber der Garderobier vor Lachen schier außer sich geriet. Auch die Collegen, die sich nach und nach einanden, hatten Mühe ihre Neugierde zu verbergen. Schröder war indes zu erregt, um es zu bemerken.

Endlich, endlich nahte der dritte Akt. Das Klavier wurde auf die Bühne geschoben, der Tenorist legt seine Noten bereit, damit er sie gleich erreichen könne und harzt in feberhafter Aufregung der Dinge, die da kommen sollen. Die paar Sätze, die er zu sprechen hat, bringt er kaum zu Tange, er wartet immer nur auf sein Stichwort zum Singen. — Das Lachen des Publikums über Popenbrint's Humor löst ihm wie das Brausen des Niagara im Ohre; aber er nimmt mit Gewalt seine ganze Kraft zusammen und murxelt sein Stichwort vor sich hin. Frey singt uns mit seiner schönen Tenorstimme etwas vor!“ — Die Scene nimmt ihren Fortgang, natürlich, so wie sie im Buche steht. Demgemäß sagt Popenbrint:

„Und weil wir so gemüthlich beizammen sind, so denke ich, wir lassen diese hier machen, was sie wollen, und ihr alle kommt zu mir nach Hause, dort braue ich eine Bowle, und wir sitzen lustig zusammen wie die Etaare!“
Bei diesen Worten springt Alles auf, und geht, nach dem Holz, noch einige Worte gesprochen, im Triumphe mit dem Klavier: Vivat Popenbrint! ab. — Er mag wollen oder nicht, Schröder wird in dieses Getümmel von den Collegen mit hineingeworfen und muß mitgehen. Als der Vorhang gefallen, und er sich kaum von seiner Bestürzung erholt hat, fragt er entsezt die Umstehenden, die sich vor Lachen ausschütten wollen, was denn los sei. — „Der Akt ist zu Ende, weiter Nichts“, heißt es. — „Und meine Arie?“ — „Die Arie ja nicht aufgehört“, läßt sich der Director vernehmen, „Sie träumten ja, ich strafe Sie um eine Viertelmonatspoge!“

Der Vermie war ganz bestürzt und vergoß die bitterlichen Thränen; alle seine schönen Träume waren zu Wasser geworden.

Ob ihm vielleicht später ein wohlmeinender Colloge erzählt hat, daß man ihn zum Weten geholt, weiß ich nicht. Die Strafe aber hat er natürlich nicht zu bezahlen brauchen.

Mannigfaltiges.

Charade von Verthold Arnan.
Wie sind doch die Eiten
— das ist die Charade —
Wenn der Blumen Däse
Niedlich sie durchschneit
Bieten nicht die Aegeln,
Finden sie sich dort,
An den heißen Tagen
Trauten Lustschüßler?
Da las ich das Ganze,
Wies die Sonne an,
Wagel launen Schüßler auch mit Behagen,
Sahen Manerant.

Stimmen aus Nr. 45.
1. Charade: Amelbrücken. 2. Stern-Weihnachtslied.

Charade: Weibschind. 3. Charade: Kattler, Kattler.

Charade: Weibschind. 4. Charade: Kattler, Kattler.

